

Routinen der Krise – Krise der Routinen

*Themenpapier zum 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
6. - 10. Oktober 2014 in Trier*

I. Zeiten der Krise

Wir leben in Krisenzeiten und Krisendiagnosen sind allgegenwärtig. Die Liste konstattierter Krisenszenarien reicht von der Finanz- und Schuldenkrise über die Staatskrise und Legitimationskrise bis zur Energiekrise, von der Krise der Familie über die Rentenkrise, die Krise des Bildungs- und Mediensystems bis zur Krise der alternden Gesellschaft. Aber auch die Krise des Politischen, der Öffentlichkeit, der Parteien und der Demokratie, wie auch die Krise der Institutionen sind längst ausgerufen, so dass für die Gegenwart der Eindruck allumfassender Vertrauens-, Erwartungs- und (ökologischer wie ökonomischer) Systemkrisen ebenso entsteht wie damit einhergehend die Vorstellung kontinuierlicher (politischer) Handlungszwänge. Damit verbunden sind unweigerlich auch biographische Krisen bzw. Krisen des Subjekts.

Das allgemeine gesellschaftliche Bewusstsein, dass die deutsche wie andere Gegenwartsgesellschaften in globaler Perspektive in eine neuartige Krisenkonstellation eingetreten sind, erfährt im europäischen Raum – unter dem Label Euro(pa)krise – dann nochmals eine erhebliche Zuspitzung: Befürchtet werden der Verlust des Zusammenhalts für einen über Jahrhunderte durch Kriege zerrissenen Kontinent, sich im Gefolge einer weltweiten Finanzkrise entwickelnde Renationalisierungen, soziale Verwerfungen sowie voranschreitende und nicht reversible Asymmetrien und Friktionen nach gesellschaftlichen Transformationsprozessen und Strukturbrüchen, die sich etwa durch soziale Ungleichheiten und (globale) Migrationsbewegungen ausdrücken. In globaler Perspektive sind mit Blick auf „Krisenherde“ im Nahen und Mittleren Osten oder auch in einzelnen Ländern Südamerikas oder Afrikas zudem tiefgreifende politische und humanitäre Krisen zu konstatieren. Die gegenwärtig anhaltende und nachhaltige Präsenz des Krisenbegriffs bestätigt so in besonders anschaulicher Art und Weise die ältere Feststellung von Reinhart Koselleck, der zufolge die Krise zur „strukturellen Signatur der Neuzeit“ und damit zur Routine geworden sei.

Spezifische, strukturell krisenhafte Phänomene dokumentieren sich aktuell u.a. in einer in vielen europäischen Staaten erdrückend hohen Jugendarbeitslosigkeit, in Entkopplungen generationsspezifischer Zukunftshoffnungen und -erwartungen, in der Verminderung von Chancen auf soziale Eigenständigkeit gerade auch für junge Generationen, in der Angst um den Verlust von privaten wie öffentlichen Vorsorgeleistungen für Alter und Gesundheit, in Erfahrungen und Zumutungen von Prekarisierungen, in ökologischen Gefährdungen, in einem zunehmenden politischen Populismus u.a.m. Ohne solche Befunde aktuell um sich greifender Zukunftsängste und gesamtgesellschaftlicher Erosionsprozesse zu leugnen, ist für die soziologische Analyse jedoch zugleich auf die *longue durée* sozio-historischer Prozesse zu verweisen: Diese ermöglicht es, aktuell als einzigartig Begriffenes in diachron wie synchron vergleichender Perspektive einzuordnen. Gerade die Soziologie weiß aufgrund ihres entstehungsbeding-

ten Selbstverständnisses als Krisenwissenschaft um die Dauerpräsenz des Krisentopos. Der subjektive Eindruck der Außeralltäglichkeit der Krise bricht sich an der objektiven Alltäglichkeit ihrer öffentlichen Dauerpräsenz. Entsprechend werden durch die Krise der Routinen die Routinen der Krise zum Thema für die Soziologie.

Dabei hat das anhaltende Krisenbewusstsein womöglich längst zu einer Wahrnehmungskrise geführt: Die Allgegenwart diagnostizierter Krisenhaftigkeit impliziert im Umkehrschluss nur allzu leicht das Risiko ihrer potentiellen Enttarnung als „Gerede“. Es gilt dabei der Vorbehalt, dass im historischen Prozess kaum Zeiten identifizierbar sind, die sich selbst *nicht* als krisenhaft begriffen hätten – was den diagnostischen Wert jedweder Krisenformel einzuschränken vermag. Gleichwohl folgt aus der erforderlichen Entdramatisierung der Krisendiagnostik kein Votum für eine Gleichgültigkeit gegenüber tiefgreifenden und beschleunigten gesellschaftlichen Veränderungsprozessen, gegenüber Bedrohungen gesellschaftlicher Infrastrukturen, gegenüber der Verunsicherung oder dem Wegbrechen generationeller Lebensentwürfe und individueller Zukünfte, gegenüber strukturellen Blockaden politischer wie gesellschaftlicher Reformen sowie gegenüber den Entroutinisierungen sozialer Handlungsformen. Vielmehr wird für jede Form der Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse die Notwendigkeit einer Schärfung historisch-vergleichender Strukturanalysen deutlich. Denn Vorbehalte gegen die analytische Trennschärfe der Krisenbegrifflichkeit lassen sich nur dann präzise benennen und nachhaltig thematisieren, wenn die Disziplin *erstens* die als krisenhaft bezeichneten Situationen empirisch ausleuchtet, *zweitens* in komparativer Perspektive mögliche Besonderheiten aktueller Szenarien herausarbeitet und – vor diesem Hintergrund – *drittens* die Frage nach Angemessenheit und Deutungspotential der Krisensemantik stellt.

Grundsätzlich kann jede Krise zunächst als Folge vorhergehender Ereignisse und als Vorlauf zukünftig noch zu fällender Entscheidungen verstanden werden. Somit impliziert – in zeitlich-sequentieller Hinsicht – das Begreifen einer gegenwärtigen Situation als Krise zugleich ein Verständnis dieser Gegenwart als Übergangsstadium im Hinblick auf eine noch offene Zukunft. Krisensituationen können somit – gerade wenn sie als existenziell gefährdend wahrgenommen werden – die Annahme und Erwartung erschüttern, dass gesellschaftliche Strukturen alternativlos sind. Damit erschließen Krisendeutungen einerseits Kritikoptionen. Ein fortgesetztes Proklamieren von Krisenzeiten kann andererseits jedoch ebenso zu einer Apathie gegenüber allzu routinisiert als krisenhaft gedeuteten Gegenwartsverhältnissen führen. So stehen der öffentliche Krisendiskurs und immer wieder aufflammende Protestszenarien in einem eigentümlichen Kontrast zur verbreiteten Haltung eines schlichten „Weiter so“. Die konstatierte Krise geht dann – als dauerhafter Übergangszustand – einher mit einer bemerkenswerten Kontinuität von Urteilmustern sowie Handlungs- und Entscheidungsformen.

II. Soziologie der Krise

Die Soziologie ist in besonderer Weise auf die Diagnose von Krisen bezogen. Aufgrund ihrer disziplinären Entstehungsbedingungen im Zuge der epochalen Umwälzungen gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts konstituierte sie sich historisch als Krisenwissenschaft. Darüber hinaus hat die Soziologie sich stets auch als Seismograph gesellschaftlicher Veränderungen begriffen. In diesem Sinne hat das Fach an Veränderungen der historischen Semantik teil: Der Begriff der Krise ist ein Begriff der Neuzeit und als solcher häufig Leitmetapher gesellschaftlicher Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung unter den Vorzeichen forcierter Modernität.

Die Geschichte der Soziologie, die sich als wissenschaftliche Disziplin von Anfang an auf Krisen moderner Gesellschaften bezogen hat, ist geprägt von Krisendiagnosen, die ganz unterschiedliche Akzentuierungen vornehmen. Exemplarisch stehen dafür die Diagnosen von Karl Marx, Émile Durkheim und Max Weber. Ausgehend von *ökonomischen* Veränderungen rechnet Marx der modernen Gesellschaft die Kosten des Modernisierungsprozesses in Gestalt von Ausbeutung und Entfremdung vor. Krisen sind für den in Trier geborenen Marx ein notwendiger Bestandteil der kapitalistischen Ökonomie. Ein beständiger Wechsel von Prosperität und Krise gilt ihm als dem Kapitalismus immanentes Strukturgesetz. Durkheim verweist hingegen *kulturell-normativ* auf Anomisierungs- und Demoralisierungsprozesse im Zuge der gesellschaftlichen „Modernisierung“, deren Krisentendenz er insbesondere an einem exzessiven Individualismus festmacht, der die sozio-moralischen Regeln des gesellschaftlichen Zusammenhalts erodieren lasse. Webers Diagnose hat demgegenüber stärker einen *institutionell-politischen* Akzent. Sie betont u.a. den Sinn- und Freiheitsverlust aufgrund der für moderne Gesellschaften prägenden Pluralisierung von „Wertsphären“ und den damit einhergehenden Reflexivierungsschub einerseits und die Ausbildung des „ehernen Gehäuse der Hörigkeit“ ihrer Bürokratien andererseits. So sind mit den drei klassischen soziologischen Diagnosen von Marx, Durkheim und Weber historisch wie systematisch die drei wirkungsmächtigsten Typen von Modernisierungskritik vorgezeichnet: die einer *Ökonomisierung* des Sozialen, die einer *Orientierungskrise* und die der *Bürokratisierung und Verrechtlichung* der Gesellschaft.

Angesichts der Geschichte der Soziologie und des damit verbundenen Selbstverständnisses der Disziplin muss es überraschen, dass der inflationären Verwendung des Krisenbegriffs keine entsprechende soziologische Reflexion gegenübersteht. Als Chiffren für den Krisenbegriff fungieren in der Soziologie zumeist die Begriffe der gesellschaftlichen Paradoxien, der sozialen Widersprüche, der Ambivalenzen, der gesellschaftlichen Dialektik, des Risikos oder auch der Nebenfolgenproblematik. Mit Blick auf die ebenfalls verwendete Katastrophenmetapher ist dabei offenkundig, dass Krisen weder notwendig noch ausschließlich als katastrophisch zu begreifen sind. Letzteres insinuiert Niedergang, Auflösung oder Untergang, während Krisen – als Transformationsprozesse – stets auch in ihrer Produktivität zu begreifen sind. Krisenszenarien eröffnen Gelegenheitsstrukturen und beschreiben ein stets ambivalentes Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität. Es stellt sich die Frage, ob Krisen nicht vor allem als signifikante Konstellationen zu begreifen sind, als Schwellenphänomene, die Pfadabhängigkeiten für zukünftige Entwicklungen implizieren.

Systematische Arbeit am Krisenbegriff steht in der Soziologie gleichwohl noch weitgehend aus. Im Kern lassen sich mehrere Defizite der bisherigen Beschäftigung der Soziologie mit Blick auf den Krisenbegriff identifizieren: (a) es fehlt an einer Problematisierung, warum und worauf der Krisenbegriff Anwendung findet bzw. welche gesellschaftlichen Zusammenhänge jeweils aufgrund welcher Kriterien als krisenhaft angesehen werden; (b) es ist unklar, was als Krise – und wie – soziologisch zu beschreiben ist; (c) es stehen methodologische Reflexionen über den heuristischen Wert des Krisenbegriffs für theoretische wie empirische Forschung aus; (d) in zeitdiagnostischer Hinsicht sind die Analysen der aktuellen Krisenszenarien und Krisenkonjunkturen zu vertiefen und (e) mangelt es an komparativen Analysen von Krisen, die es ermöglichen würden, unterschiedliche Typen, Grade und Verlaufsmuster von Krisen – und damit den Krisenbegriff insgesamt – empirisch begründet zu differenzieren.

III. Krisenzeiten

Das Titelthema des Kongresses „Routinen der Krise – Krise der Routinen“ weist somit drei Dimensionen auf:

Erstens knüpft das Kongressthema unmittelbar an das historische Selbstverständnis der Disziplin als einer Krisenwissenschaft an, die sich stets reflexiv ihrer eigenen Grundlagen im Kontext sich verändernder gesellschaftlicher Konstellationen zu vergewissern hat und damit zugleich in besonderem Maße als irritierbar erscheint. Insofern bezieht sich das mit dem Thema „Routinen der Krise – Krise der Routinen“ angesprochene Spannungsverhältnis auf die Soziologie in ihrem konstitutiv reflexiven Wissenschaftsverständnis. Dieses bedingt eine auf Dauer gestellte Klärung ihrer empirischen wie konzeptionellen Grundlagen. In diesem Sinn zielt der Titel des Kongresses auf das disziplinäre Bewusstsein einer kontinuierlichen Revisionsbedürftigkeit der eigenen konzeptionellen, begrifflichen und empirischen Grundlagen.

Zweitens werden mit dem Titelthema des Kongresses die aktuell wieder aufkommende Debatten zur Krise des disziplinären Selbstverständnisses der Soziologie aufgegriffen. Historisch ist die Soziologie insbesondere stark von der europäischen Philosophie, der Nationalökonomie und den auf kulturwissenschaftliche Fragestellungen fokussierten Geisteswissenschaften geprägt worden. Demgegenüber sind die Differenzen und Berührungspunkte zu den ökonomischen Wissenschaften, zur Geschichtswissenschaft und zur Ethnologie in den letzten Jahrzehnten vergleichsweise unscharf geblieben und neu zu justieren. Zugleich ist die Debatte zum disziplinären Selbstverständnis der Soziologie vor dem Hintergrund der neuen Herausforderungen der lebenswissenschaftlich ausgerichteten Natur- bzw. Neurowissenschaften zu vertiefen.

Drittens – und nicht zuletzt – stellt das Kongressthema wesentlich auf die aktuellen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Erosionsprozesse ab sowie auf den Umstand ihrer alltäglichen, außerwissenschaftlichen wie auch wissenschaftlichen Deutung und Bearbeitung als Krise. Somit nimmt das Kongressthema die gegenwärtig dominante Deutung der gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen als krisenhaft auf. War historisch das Krisenbewusstsein

des Aufklärungszeitalters dabei noch von der Gewissheit eines möglichen utopischen Ausgriffs flankiert, so ist in der Gegenwart von einem umgekehrten Szenario auszugehen: Die Gewissheit der Krise ist identisch mit den Ungewissheiten einer offenen Zukunft, wenn nicht gar mit der Vorstellung eines Zukunftsverlustes. Insofern verweist die Inflationierung der Krise auch auf die Auflösung ihres Gegenteils: der routinierten gesellschaftlichen Normalität.

Diese aktuellen Konstellationen stellen für gesamtgesellschaftliches Handeln wie für die wissenschaftliche Reflexion eine besondere Herausforderung dar, der sich der 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2014 in Trier stellen will. Damit wendet er sich gleichrangig der Frage akademischer Verantwortung in Krisensituationen und möglicher Beiträge einer problembezogenen Wissenschaft zur Bewältigung dieser Krisen zu.

IV. Fragestellungen des Kongresses

Vor dem skizzierten Hintergrund lassen sich die Fragen, die der Trierer Kongress insbesondere stellen will, zu thematischen Perspektiven bündeln:

Prozesse der Krisenentstehung und Krisenbearbeitung

Welche Ursachen und Gründe lassen sich für gesellschaftliche Krisen ausmachen? Wer oder was ist verantwortlich für Krisen? Gibt es verantwortliche Handelnde oder nur strukturelle Ursachen? Welche Reaktionen auf Krisen lassen sich identifizieren? Welche Transformationsoptionen werden angesichts von Krisenszenarien erwogen? Wer sind die Träger/innen ihrer Deutung? Welche Rolle spielt Bildung bzw. das Bildungssystem sowohl für die Produktion gesellschaftlicher Krisen(lagen) als auch für deren Lösung(en)? Aufgrund welcher Kriterien gelten die einen als Krisenverlierer/innen und die anderen als Krisengewinner/innen?

Krisenwahrnehmung und Krisenkommunikation

Wie werden Krisen kommunikativ produziert? Wie funktionieren „Krisen“ als Legitimationsstrategien u.a. für politisches Handeln? Lassen sich divergierende Krisenwahrnehmungen bei verschiedenen sozialen Schichten, Milieus oder Klassen identifizieren, und welche Bedeutung kommt diesen für die gesellschaftliche Beobachtung und Bearbeitung von Krisen zu? In welchen Räumen werden die Krisen sichtbar, wie schaffen und verändern sie diese, und an welchen Orten manifestieren sie sich? Wie und wo werden Krisen verhandelt und beendet? Welche Unterschiede lassen sich zwischen den Krisenwahrnehmungen von Zeitgenoss/inn/en und den *ex post* erfolgenden Zurechnungen auf Krisen ausmachen? Wodurch und aufgrund welcher Kriterien verschieben sich Relevanzhorizonte der Wahrnehmung und des Nachdenkens über Krisen? Inwiefern werden Krisenwahrnehmungen ihrerseits zur Routine? Unter welchen Voraussetzungen wird diese Routine, dieser Normalfall der Krise, dann selbst als Krise begriffen?

Akteure (in) der Krise

Wer sind die Handelnden einer Krise? Wem wird sogenannte „Krisenexpertise“ zugerechnet? Wer verfügt über die Deutungsmacht, etwas als „Krise“ auszurufen? Inwiefern unterscheiden sich Krisendeutungen von (politischen, ökonomischen, kulturellen) Eliten auf der einen Seite und des gesellschaftlichen Diskurses (der „öffentlichen Meinung“) auf der anderen Seite? Welche Deutungsmacht haben Professionen? Wie machen sich gesellschaftliche Krisen als biographische Krisen bemerkbar und wie schreiben sie sich in körperliche Erfahrungsmodi und Routinen ein? Wie versuchen die Individuen Krisenerfahrungen mittels spezifischer Körperpraxen zu verarbeiten?

Sozio-historische Prozesse und Strukturen

Inwiefern sind Krisen als disruptiver sozialer Wandel, als historische Strukturveränderungen oder als gesellschaftliche Strukturbrüche identifizierbar? Inwiefern ist die Thematisierung von Krisen an eine zyklische Vorstellung sozialen Wandels gebunden? Wann wird eine Krise als Übergangsphase gedeutet, der typischer Weise vermeintlich bessere Zeiten folgen? Und wann erfolgt dies nicht?

Im Anschluss an die aufgeworfenen Fragen sollen auf dem 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2014 in Trier die Konturen einer Soziologie der Krise abgesteckt werden. Die Mehrdimensionalität des Krisenbegriffs, seine wechselnden Bezüge sowohl auf kurzfristige Ereignisse als auch auf längerfristige Veränderungen sowie seine Offenheit für soziopolitische, sozio-ökonomische, sozio-kulturelle und sozio-psychische Konstellationen sind dabei analytisch zu schärfen. Das Ausloten des facettenreichen Krisenbegriffs wie des Spannungsverhältnisses von Krisen und Routinen eröffnet der Soziologie somit die Chance, das für die Disziplin konstitutive Spannungsverhältnis zwischen Diagnose und Prognose neu zu durchmessen.

Gastland

Gastland des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier ist Polen, dessen (nicht nur jüngere) Geschichte wie die kaum eines anderen europäischen Landes mit der Vergangenheit Deutschlands verzahnt ist. Dabei sind es nicht zuletzt Kriege, Besetzungen sowie politische, ökonomische und gesellschaftliche Krisen, die die historischen und topografischen Räume beider Länder miteinander verschränken. Die jüngeren soziologischen Reflexionen in Polen sind durch diese Geschichte geprägt. Die Wahl Polens als Gastland trägt somit nicht nur dem Kongresssthema und den wissenschaftlich engen Kontakten zwischen beiden Ländern Rechnung, sondern sie will diese transnationale Kooperation in europäischer Perspektive weiter stärken.